

Die Debatte um das große „I“

von Daniel Haufler



Daniel Haufler ist seit 2009 Redakteur der Meinungsseite der Berliner Zeitung. Davor war er vom Jahr 2000 an bei der Tageszeitung (taz) verantwortlich für die Seite Meinung & Diskussion.

Seit den Sechzigerjahren kehrt die Frage alle Jahre wieder: Werden Frauen diskriminiert, ja unsichtbar gemacht, wenn allgemein stets nur die männliche Sprachform verwendet wird – also der Kanzler, der Botschafter, der Bürger? Seitdem haben reflektierte Menschen immer wieder versucht, sensibel mit der Frage umzugehen. Die Sozialdemokraten etwa schreiben schon lange ihre Mitglieder mit der schönen Formel „Genossinnen und Genossen“ an, andere wenden sich konsequent an die „Bürgerinnen und Bürger“. Eine nicht allzu große Verbreitung fanden hingegen graphische Lösungen, mit denen sich manche politische Initiativen in ihren Publikationen an ihre „Leser/innen“ wandten.

Auch in der Tageszeitung taz kam diese Schreibung in den Achtzigerjahren zum Einsatz. Doch dann übernahmen die tazlerInnen eine Schreibweise, die wohl der Schweizer Journalist Christoph Busch 1981 zum ersten Mal verwandt hatte und danach 1984 in der Züricher Wochenzeitung WoZ Einzug gehalten hatte: das Binnen-I. Verantwortlich dafür war 1989 der taz-Redakteur Oliver Tolmein. Das große I gehörte „bald zum guten Ton oder zur guten Sprache auch männlicher taz-Redakteure“, schrieb die

ehemalige taz-Redakteurin Ute Scheub 2003 in einem Beitrag für die Friedrich-Ebert-Stiftung. Von der taz aus habe es seinen Siegeszug durch die Presselandschaft und die Institutionen angetreten, vor allem durch die alternative Presse.

Ganz so war es leider nicht. Tatsächlich ist das Binnen-I in der taz selbst nie verbindlich eingeführt worden. Die Männer in der Redaktion nutzten es daher schon in den frühen Jahren eher zögerlich, obwohl es immerhin von Männern erfunden und eingeführt worden war. Und in der Folgezeit setzten es auch die Frauen immer seltener ein. Der taz-Korrespondent Christian Rath stellte bereits 1998 fest, dass in einer Ausgabe von 41 Texten ganze drei „geschlechtsneutral“ verfasst worden waren; der I-Anteil lag insgesamt bei unter zehn Prozent. Seither hat der Anteil offenkundig noch weiter abgenommen.

Eine Art Stolperstein

Dennoch hat die Debatte über das Binnen-I bisher nie aufgehört. Vor allem Genderredakteurinnen der taz setzen die Frage immer wieder auf die Agenda. So illustrierte Heide Oestreich den Verzicht im Jahr 2009 sehr anschaulich an einer Wissenschaftsmeldung: „Homo erectus gilt als der erste Hominide, der sich auf die Jagd machte und sich, organisiert in Rudeln, gegenseitig unterstützte. Er soll das Feuer gekannt und Brandrodung betrieben haben.“ Wenn man kurz innehält

und sich einen Homo erectus vorstellt, sieht man gewiss eher einen Mann, oder? Gegen diese Wahrnehmung – oder eben Nicht-Wahrnehmung von Frauen hilft in der Tat die Littera erecta.

Mit der Verwendung dieser Form wird zwar nicht die ungerechte Behandlung von Frauen in der Gesellschaft abgeschafft – weder die schlechtere Bezahlung noch irgendein Karrierehindernis. Dafür braucht es politische Maßnahmen und – wie die Erfahrung lehrt – die Quote. Doch das Binnen-I schärft das Bewusstsein, gerade bei denen, die sich darüber ärgern, weil sie es für ein veraltetes feministisches und überdies hässliches Ding halten. Es ist eine Art Stolperstein, der zum Nachdenken anregen kann. Journalistisch ist es zudem präziser, da wir ja in der Regel Gruppen von Menschen beschreiben, die aus Frauen und Männern gebildet werden. Für das Binnen-I sprechen also nicht nur feministische Argumente, sondern auch rein sprachliche.

Aus dem Mainstream ist die Debatte dennoch weitgehend verschwunden. Denn selbst die jüngeren Frauen glauben, dass Instrumente wie das Binnen-I zu groß sind, oder sie sehen sich nicht mehr in dem Maße benachteiligt, dass eine symbolische Markierung in Texten vonnöten ist. So kann es sein, dass sich die Debatte um das große I bald erledigt hat. Immerhin jedoch hat es in den vergangenen Jahrzehnten effektiv seinen Zweck erfüllt, das gesellschaftliche Problem der Diskriminierung sichtbarer zu machen. ♦

„Herr Professorin“ an der Uni Leipzig

Der erweiterte Senat der Universität Leipzig hat beschlossen, in der Grundordnung (...) statt der üblichen, meist männlichen Form, in der sich die weibliche Schreibweise mit einer Fußnote begnügen muss, umgekehrt vorzugehen. Die entsprechende Fußnote lautet: „In dieser Ordnung gelten grammatisch feminine Personenbezeichnungen gleichermaßen für Personen männlichen und weiblichen Geschlechts. Männer können die Amts- und Funktionsbezeichnungen dieser Ordnung in grammatisch maskuliner Form führen.“ Die Entscheidung des Senats weist damit darauf hin, dass Frauen heute an der Universität Leipzig in der Mehrheit sind. Es ist erstaunlich, dass dieser weder logisch noch formal zu beanstandende Akt in einem Land, in dem Männer und Frauen gleichberechtigt sind, auf so viel öffentliche Beachtung stößt.

Pressemitteilung der Universität Leipzig v. 6.6.2013